

# »Ich betrachtete meinen Einzug in die Mission gern als Wiedergeburt«

## Mission als Methode der Dezentrierung europäischer Deutungsmacht in Tsitsi Dangarembgas »Nervous Condition«

Der weiße Zauberer hatte keine Verwendung für Frauen und Kinder. Er vertrieb meine Großmutter und ihre Kinder von der Farm. Völlig mittellos kehrten sie zur Heimstätte zurück [...] Und dann hörte sie, dass Wesen, im Aussehen den Zauberern ähnlich, aber nicht wie sie, sondern Heilige, eine Mission nicht weit von der Heimstätte aufgebaut hätten. Sie ging mit meinem Onkel, mit Babamukuru, der neun Jahre alt war und nur einen Lendenschurz trug, zur Mission, wo ihn die heiligen Zauberer aufnahmen. Sie ließen ihn tagsüber auf ihrer Farm arbeiten. Nachts unterrichteten sie ihn in ihrer Zauberei. Denn meine scharfsinnige, vorausblickende Großmutter hatte sie gebeten, ihn auf das Leben in ihrer Welt vorzubereiten.

Es schien mir wahrlich eine romantische Geschichte zu sein, ein Märchen von Belohnung und Bestrafung, von Ursache und Wirkung. Sie hatte auch eine Moral, eine unwiderstehliche Moral, die das eigene Streben belohnte, aber nur in den Grenzen des Möglichen.<sup>1</sup>

Exotischer als in dem einleitenden Absatz kann die Geschichte der Mission kaum geschrieben werden. Exotisch sind jedoch nicht die Missionierten. Vielmehr werden die Repräsentant:innen der Kolonialmacht und der Mission als »weiße Zauberer« zu exotischen »Anderen« stilisiert und somit verAndert. Zwischen diesen beiden Zauberergruppen macht die Erzählung allerdings einen entscheidenden Unterschied: Während sich die Kolonialherren das Land nehmen und die dort lebenden Menschen versklaven oder vertreiben, werden die Missionare als *heilige weiße Zauberer* bezeichnet. Ihre Zauberei vermittelt jene Kenntnisse, Praktiken und Ordnungen, die ein erfolgreiches Leben versprechen. Die Zauberformel dafür lautet: schulische Bildung. Doch ist Bildung wirklich so viel weniger zerstörerisch? Hat Mission nicht gerade durch ihre Bildungseinrichtungen, die Schulen, erheblich zu jener Zerstörung von Wertvorstellungen und Lebenspraktiken beige-

---

<sup>1</sup> TSITSI DANGAREMBGA, *Aufbrechen*, Berlin <sup>2</sup>2022, 28, englisches Original: *Nervous Condition*, London 1988. Die im Folgenden verwendeten Zitate stammen alle aus dieser Ausgabe.

tragen, die Ngugi wa Thiong'o als »kulturelle Bombe« bezeichnet hat?<sup>2</sup> Der letzte Satz des obigen Zitats deutet diese Skepsis und das Ringen mit der Ambivalenz von Bildung und ihrer Verführung zur Selbstzerstörung an, die den Roman »Nervous Condition«, ja die gesamte Tambudzai-Trilogie durchzieht.

In ihrem 1988 erschienenen Roman »Nervous Condition« erzählt die simbabwische Schriftstellerin Tsitsi Dangarembga die Geschichte des Dorf Mädchens Tambudzai – genannt Tambu – im kolonialen Rhodesien der 1960er Jahre. Tambu ist 13 Jahre alt, als sich ihr durch den Tod des Bruders die Möglichkeit eröffnet, auf der Missionsschule ihres Onkels Babamukuru die ersehnte, hart erarbeitete weiterführende schulische Bildung zu erhalten, die für viele ihrer Landsleute, vor allem auch für viele Mädchen, ein rares Gut war.<sup>3</sup> Es ist jedoch ein Gut, das – so dekliniert es der Roman durch verschiedene Facetten – durch mimetische Anpassung an das Ideal des »gebildeten« und erfolgreichen »Weißen« zu Entfremdung, Selbsthass, Zerstörung von Selbst und von Beziehungen führt, also zu Naipauls »Mimetic man«, oder schlimmer noch: zur »mimetic woman«, die nicht nur kolonialer, sondern auch noch patriarchaler Macht ausgesetzt ist. Die verschiedenen, vor allem weiblichen Protagonist:innen des Romans, die Dangarembga wie in einem Theaterstück mit klar definierten Rollenskripten auf die Bühne des postkolonialen Bildungsromans stellt,<sup>4</sup> offenbaren jedoch jede in ihrer Weise auch Formen der Mimikry und des Widerstands. Es ist in der Tat eine hochgradige Ambivalenz, die einen beim Lesen überkommt und die eine »Beurteilung« und »Einordnung« des Romans von vornherein unterbindet – zumal aus einer europäischen, »Weiß« gelesenen Perspektive. Das zeigt sich schon in Tambus Charakter, der Art und Weise, wie sie mit haarscharfem Verstand kontinuierlich hinterfragt, reflektiert, zersetzt und doch auch immer wieder daran glauben möchte, dass sie es durch westliche Bildung einmal schaffen wird, dazuzugehören, oder dass ihr Onkel es geschafft und durch die europäische Bildung einen gottähnlichen Status erreicht hat. In ihren unermüdlichen, rationalisierenden Reflexionen spiegelt sich der Einfluss der Aufklärung und ihres Ideals, dass sich der Mensch durch Vernunftgebrauch aus seiner oder ihrer selbst verschuldeten Unmündigkeit befreit. Adrian Roscoe beobachtet:

Tambu's candor, her sense of sin and constant pleas of *mea culpa*, create a text at once honest and intensely cerebral. Her case-arguing and storytelling emerge in abundant verbs of reflection and ratiocination: think, talk over, perceive, analyze, reason, dis-

<sup>2</sup> NGUGI WA THIONG'O, *Decolonizing the Mind: The Politics of Language in African Literature*, London 1986, 16. Siehe auch MUSA W. DUBE, *Consuming a Colonial Cultural Bomb. Translating Badimo into »Demons« in the Setswana Bible (Matthew 8:28-34; 15:22; 10:8)*, in: Dies./R. S. WAFULA (Hg.), *Postcoloniality, Translation and the Bible in Africa*, Eugene 2017, 3-25.

<sup>3</sup> Siehe »Dangarembga, Tsitsi«, in: ADRIAN ROSCOE, *The Columbia Guide to Central African Literature in English Since 1945*, New York Chichester/West Sussex, 2007, 108-110, 109, <https://doi.org/10.7312/rosc13042-020> (abgerufen am 1.11.2023).

<sup>4</sup> Dangarembga hat schon in ihrer Schulzeit Theaterstücke geschrieben.

cuss, examine, realize, discuss matters rationally, define position, limit an issue, look into, draw conclusions, consider the consequences, explain, go over the facts, stop, and consider, set one's mind on, think your way out [...] The novel becomes a vortex of relentless rationalizing.<sup>5</sup>

»Behind the masters' back«<sup>6</sup> entwendet Tambu den »Weißen« das Monopol auf Aufklärung und rationales Denken und richtet diese Waffen der Kolonialherren gegen diese selber. Gleichzeitig zerbricht sie fast daran, dass Bildung nicht das hält, was sie verspricht, und dass sich sogar die heiligen Zauberer und diejenigen, die in ihre Fußstapfen getreten sind, in Wirklichkeit letztlich als unzivilisierte Barbaren entpuppen.

Von der Geschichte der heiligen Zauberer erfährt Tambu durch ihre Großmutter, die ihr eine Bildung jenseits der Bildung der weißen Zauberer vermittelt und »Unterricht in [einer] Geschichte [erteilt,] wie sie sich nicht in den Schulbüchern findet« (27). Denn die Großmutter verortet die Geschichte der Mission und der Kolonialisierung im Bereich der Mythen und Märchen. Das nivelliert und harmonisiert weder die koloniale Grausamkeit und das Unrecht des Landraubs, noch entschärft es die Bombe der Zerstörung von Kultur und Identität. Die Tatsache jedoch, dass die Großmutter die Macht über die Deutung der Geschichte übernimmt, transformiert die Geschichtsschreibung und eröffnet so neue Denk- und Handlungsräume. Die Geschichte wird von der Geschichte der Sieger zur kollektiven Geschichte der einstigen Kolonisierten. Sie wird den Kolonialmächten aus der Hand genommen und kann nun, postkolonial, neu gedeutet werden und eine neue Zukunft eröffnen.

»Nervous Condition« kann als Form des »Writing Back«<sup>7</sup> verstanden werden. Die Adressat:innen dieses Schreibens sind allerdings weniger die Nachkommen der einstigen Kolonialregime, sondern Menschen im Simbabwe der 1980er Jahre, deren Geschichten nicht erzählt wurden und die deshalb auch kein Bewusstsein für ihre eigene Geschichte hatten. »Ich hatte keine Großmutter oder eine andere Person in meiner Familie, die eine Historikerin war und mir deshalb etwas über die jüngste Vergangenheit hätte erzählen können«, sagt Dangarembga in einem Interview.<sup>8</sup> Weil die jüngere Generation insbesondere von Frauen Kenntnisse über die eigene jüngere Vergangenheit brauche, um ein Bewusstsein der eigenen Identität zu entwickeln, habe sie die Großmutter erfunden.

<sup>5</sup> »Dangarembga« (wie Anm. 3), 109, <https://doi.org/10.7312/roscl3042-020> (abgerufen am 1. 11. 2023).

<sup>6</sup> JAMES C. SCOTT, *Domination and the Arts of Resistance: Hidden Transcripts*, New Haven, CT 1990.

<sup>7</sup> BILL ASHCROFT et al., *The Empire Writes Back: Theory and Practice in Post-Colonial Literatures*, London 1989.

<sup>8</sup> ROSEMARY MARANGOLY GEORGE/HELEN SCOTT, An Interview with Tsitsi Dangarembga, in: *NOVEL: A Forum on Fiction*, Vol. 26, No. 3, African Literature Issue (Spring 1993), 309–319, 312, <https://www.jstor.org/stable/1345839> (abgerufen am 1. 11. 2023).

»Nervous Condition« ist, so konstatiert Deepika Bahri, ein »text of possibilities for survival, agency, and re-creation«. <sup>9</sup> Dieses Urteil erschließt sich westlichen Leser:innen möglicherweise nicht auf den ersten Blick, wie Dangarembga in einer Bemerkung über die unterschiedlichen Rezeptionen des Romans in Simbabwe und in westlichen literaturwissenschaftlichen Analysen konstatiert. <sup>10</sup> Westliche Rezensent:innen, so Dangarembga, beurteilten den Roman oftmals moralisch und pessimistisch, als Reflektion der einzelnen postkolonialen Subjekte, ihres Scheiterns und ihrer Schuld:

Western literary analysts always call Nyasha [Tambus Cousine] self-destructive, but I'm not sure whether she is self-destructive [...] one has to be very careful in putting all the blame on Nyasha or Tambudzai for what happens to themselves [sic]. And this blaming the individual is something that comes to me very strongly in the Western analysis that I've read, and I don't believe it. In Zimbabwe, however, people are much more conscious of the question of Nyasha's, well [...] alienation. One young man said he actually wept for her that she should come home and be a stranger in her own country – a very sensitive nineteen year old, I might add. <sup>11</sup>

Der Roman gilt als Bildungsroman. In der anti- und postkolonialen Literatur repräsentiert »das Kind« individuellen und nationalen Widerstand und die Entwicklung einer selbstständigen Zukunft der entkolonisierten Nationen. Beispielhaft hierfür sind die Schriften des algerischen Widerstandskämpfers Frantz Fanon, der eine emanzipative schulische Bildung forderte samt der Entwicklung eigener Schulbücher, die afrikanischen Kindern befreiende und verantwortungsbewusste Identifikationsfiguren vor Augen stellen und sie nicht von sich selbst entfremden sollten. <sup>12</sup>

Diese Repräsentation des Kindes stellt die koloniale Repräsentation auf den Kopf, die »den Anderen« zum unwissenden und unzivilisierten Kind herabstufte, das der Unterstützung durch Missionar:innen und andere Vertreter:innen des kolonialen Unternehmens bedurfte. Die koloniale Rhetorik setzte diese infantilisierende Konzeptionalisierung »der Afrikaner« oder »der Asiaten« etc. gezielt dazu ein, die Unterlegenheit »der Anderen« gegenüber den Europäern zu erfinden und damit die koloniale Beziehung zu stabilisieren. <sup>13</sup>

Dangarembgas Roman verortet sich eindeutig auf der Seite der postkolonialen Repräsentation »des Kindes«. Aus der Perspektive Tambus verfolgen die Leser:innen die Entwicklung wenn nicht zur Befreiung, so doch in jedem Fall zu einem wachsenden Bewusstsein Tambus mit. Als Ich-Erzählerin ist Tambu

<sup>9</sup> DEEPIKA BAHRI, *Disembodying The Corpus: Postcolonial Pathology* In Tsitsi Dangarembga's »Nervous Conditions«, in: *Postmodern Culture*, Vol. 5, No 1, September 1994, 4.

<sup>10</sup> MARANGOLY GEORGE/SCOTT, *Dangarembga* (wie Anm. 8), 314.

<sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> ERICA BURMAN, *Fanon and the Child. Pedagogies of Subjectification and Transformation*, in: *Curriculum Inquiry* 46, 3 (2016), 265–285.

<sup>13</sup> ASHIS NANDY, *Reconstructing childhood: A critique of the ideology of adulthood*, in: *Alternatives*. 10 (3). 1984. 359–375. <https://doi.org/10.5771/9783374075430-195>

zugleich das autoritative Subjekt: Sie hat nicht nur eine Stimme, mit der sie – anders als Gayatri Spivaks »Subalterne«<sup>14</sup> – sprechen und sich zu Gehör bringen kann. Sie hat auch die Macht über die Deutung der Ereignisse um sie und die eigene Entwicklung inne: »Tambudzai achieves the superior status as interpreter.«<sup>15</sup> Mit der Figur Tambudzai – und anderen weiblichen Figuren des Romans in unterschiedlicher Weise – entwickelt Dangarembga Perspektiven dafür, wie insbesondere Frauen aus der Rolle des Objekts und des Opfers kolonialer und patriarchaler Gewalt ausbrechen und der Entmündigung und dem »Silencing« eigene Stimmen entgegensetzen. Hier werden deutlich Grenzen der sozialen, kolonialen und patriarchalen Ordnung überschritten.

Doch warum Mission? Warum inszeniert Dangarembga ihre Erzählung von Entfremdung, Befreiung, Zweifel und Entwicklung ausgerechnet am Ort einer Missionsschule?

Die Antwort auf diese Frage liegt auf der Hand und wird auch von Dangarembga ohne künstliche Umschweife und metaphorische Ausschmückungen erzählt: Weil die Missionsschule als Bildungseinrichtung und zugleich als Ort der Entfremdung vom »Dorf« der Familie – der »andere« Ort in »Nervous condition« – eine Realität ist, die auch in den 1980er Jahren einen deutlichen Einfluss auf die örtliche Bevölkerung Simbawes hat.

Gerade die realistische Darstellungsweise des Romans bietet der Überhöhung, Mystifizierung, ja Sakralisierung europäischer Bildung die Stirn. Die Mission und ihre Akteure haben hier die Funktion, europäischer Bildung und Kulturgütern einen *heiligen* Anstrich zu verleihen – und scheitern gerade darin. Dangarembga beschreibt das, was vor Augen liegt – in den unverschnörkelten Worten ihrer Ich-Erzählerin. Sie deckt das Irrationale auf, das den kolonialen Bildungseinrichtungen inhärent ist, dessen Aufdeckung aber durch Tabus und das im Eingangszitat erwähnte System von »Belohnung und Bestrafung« geschützt ist.

Ich schlage einen Zugang zu »Nervous Condition« vor, den ich als »*Mission als Methode*«<sup>16</sup> bezeichnen möchte. Dangarembga thematisiert, so meine ich, mittels »Mission« ein Netz von miteinander verflochtenen Dynamiken und Themen – von Entfremdung und Identität, rein und unrein, Heiligkeit und Macht sowie Grenze und Grenzüberschreitung – und spitzt diese auf die Herausforderung der politischen, gesamtgesellschaftlichen und individuellen Dekolonisierung hin zu. Methodisch zielt die Thematisierung von Mission insbesondere darauf, die

<sup>14</sup> GAYATRI CHACROVARTY SPIVAK, Can the Subaltern Speak?, in: PATRICK WILLIAMS/LAURA CHRISMAN (Hg.), Colonial Discourse and Post-Colonial Theory: A Reader. Hemel Hempstead 1983, 66–111.

<sup>15</sup> PAULINE ADA UWAKWEH, Debunking Patriarchy: The Liberational Quality of Voicing in Tsitsi Dangarembga's »Nervous Condition«, in: Research in African Literatures (New Voices in African Literature), Spring 1995, Vol. 26, No. 1, 75–84, hier 78.

<sup>16</sup> Mein Vorschlag, Dangarembgas Inszenierung und Thematisierung von Mission als Methode zu verstehen, ist inspiriert von Burmans »the child as method« bei Frantz Fanon – s. BURMAN, FANON (Anm. 12) – sowie von KUAN-HSING CHEN, Asia as method: Toward deimperialization, Durham 2010. <https://doi.org/10.5771/9783374075430-195>

europäische (koloniale) Ordnung, Handlungs- und Deutungsmacht zu dezentrieren und zu provinzialisieren. Ich möchte das an einigen Passagen aus dem Buch verdeutlichen.

## **Weiß und rot, Missionsschule und Dorf – binäre fragile Grenzen**

Die Missionsschule und das Haus ihres Leiters, Tambu Onkel Babamukuru, bilden über weite Teile der Erzählung den Ort des Geschehens und der äußerlichen wie innerlichen Auseinandersetzungen Tambus. Die Mission repräsentiert – auf den ersten Blick – »das Andere« und die Grenze zu allem anderen. Durch den wachen und kritischen Geist Tambus löst sich diese Grenze jedoch zusehends auf, wodurch nicht nur die Gewöhnlichkeit des Ortes, sondern auch die machtvollen patriarchalen und kolonialen Interessen, die diese Ordnung konstruieren, zum Vorschein kommen.

Bei ihrem ersten Eintreffen auf der Missionsstation ist Tambu noch sehr beeindruckt von der Größe des Hauses des Schulleiters, vor allem aber von seiner grenzmarkierenden weißen Farbe, die sie dann jedoch in der kritischen Reflexion, die den gesamten Roman durchzieht, zugleich hinterfragt:

Es [das Haus des Schulleiters] war weiß gestrichen. Das war eine der weniger schönen Seiten des Hauses, auch eine der weniger vernünftigen Seiten. Es schien keinen einleuchtenden Grund zu geben, Zeit und Arbeit darauf zu verschwenden – von der Farbe ganz zu schweigen –, die fröhlichen roten Ziegel [...] mit diesem klinischen antiseptischen Weiß zu übertünchen. Natürlich gab es doch einen Grund dafür. Ich habe ihn von Nyasha erfahren [...] Dieses Haus [...] war in der Frühzeit der Mission erbaut worden. Sie sagte, das sei um die Jahrhundertwende herum gewesen, zu einer Zeit, als die Missionare glaubten, nur weiße Häuser seien so kühl, dass man darin leben konnte. Gewissenhaft wurde dieser Glaube in die Tat umgesetzt. Weiße Häuser schossen überall auf der Mission in die Höhe. All diese weißen Häuser müssen wenig inspirierend gewesen sein für Menschen, deren Aufgabe es war, zu inspirieren. (83)

Während die Kritik Nyshas an der Dummheit der Missionare nicht zu überhören ist, ist Tambu zunächst begeistert, gehört sie doch als neue Mitbewohnerin des weißen Schulhauses zu jenen, die diesseits der Grenze – auf der Seite der »Weißen« und damit auf der Seite Gottes – lebt und dem Himmel nahe ist. Sie hat Teil an dem Sonderstatus ihres Onkels, dem »einzige[n] Afrikaner, der in einem weißen Haus lebte«. (84)

Doch mit der Zeit stellen sich auch bei Tambu Zweifel ein. Während sie am Anfang glaubt, dass Babamukuru Gott ist – ein Glaube, an dem sie sich durch das ganze Buch hindurch festklammert, um nicht die eigene Identität zu verlie-

ren<sup>17</sup> – und sie im »Himmel« angekommen ist, setzt sich bei ihr zunehmend die Einsicht in den Konstruktionscharakter dieser Ordnung durch:

Das Fehlen jeglichen Schmutzes bewies, dass mein neues Heim überirdisch war. Ich wusste, hatte immer gewusst, dass Leben schmutzig war, und diese Tatsache hatte mich enttäuscht [...] Nach einer Zeit der Eingewöhnung begann ich zu erkennen, dass die antiseptische Sterilität, nach der meine Tante und mein Onkel strebten, nicht über eine illusorische Stufe hinaus durchzusetzen war, denn die Busse, die nach einem festen Fahrplan fast pünktlich vorbeifuhren, ließen Wolken feinen roten Staubs aufsteigen, der hinterhältig in alle Ecken drang und sich auf den offenen Flächen der Zimmer, auf Sesseln und Bücherregalen niederließ [so dass man schließlich] daran erinnert wurde, dass man sich doch nicht im Himmel befand. (92)

Mission als Ort, repräsentiert durch das weiße antiseptische Haus des Leiters der Missionsschule, inszeniert somit einen Gegensatz, der Tambu »Glauben an die ersehnte Andersheit«,<sup>18</sup> an Entwicklung, Fortschritt und Moderne schützen soll und es doch nicht kann. Die Missionsschule repräsentiert den Gegensatz zum Dorf, aus dem Tambu stammt und das in ihren Augen im Festhalten an der Tradition, in Angst vor Veränderung und allem voran in Armut verharrt. Ma'Shingayi, die Mutter Tambu, verkörpert die Mentalität dieses »alten« Ortes. Ihre Warnung vor der Entfremdung durch »das Englischsein« – »man könne von den Ahnen nicht erwarten, dass sie so viel Englischsein verkrafteten« (262) – hat aber auch etwas Prophetisches und warnt Tambu vor zu viel Anpassung, so dass Tambu selbst am Ende des Buchs sinniert:

Ich war mir nicht sicher. Ich hatte den leisen Verdacht, einen gerade erst aufkeimenden Verdacht, dass ich zu bereitwillig von zu Hause fortgegangen und das Englischsein der Mission akzeptiert hatte; und danach das noch stärkere Englischsein der Klosterschule. (262)

Mission markiert also sowohl die Andersartigkeit und Besonderheit der verschiedenen Orte, die sich aber bei genauerem und kritischem Hinsehen auflöst. Trotzdem entstehen Ambivalenz und Entfremdung, und Tambu findet sich schließlich an einem dritten Ort wieder, einem Zwischen-Ort.

---

<sup>17</sup> Selbst am Schluss des Romans sagt Tambu: »Babamukuru war noch immer die Gott nächste menschliche Gestalt und würde es immer bleiben.« (257)

<sup>18</sup> MARCUS TWELLMANN, Dorfgeschichten. Wie die Welt zur Literatur kommt, Göttingen 2019, 32.

## Religiöse oder säkulare Wiedergeburt? Grenzbegriffe und Deutungsmacht im Kontext von Mission

Tambu ist eine Grenzgängerin par excellence: Sie ringt und überschreitet die Grenzen der genderspezifischen Rollenverständnisse; sie wird zerrieben vom Gegensatz zwischen der Tradition ihrer Herkunftsfamilie und der Moderne, die Bildung auch für Mädchen bereithält, die sie aber auch von ihrer Familie und Muttersprache entfremdet; zwischen »Weißen« Körpern und »Schwarzen« Körpern – überhaupt nehmen der Körper und die Praktiken an und mit ihm eine zentrale Stellung ein; zwischen Scham und Aufbegehren, Willensstärke und (Selbst-)Herabwürdigung, Erwartung und Enttäuschung. Für einen Bildungsroman ist die Grenzüberschreitung konstitutiv: Dank Bildung eröffnen sich neue Horizonte und vollziehen sich neue Entwicklungen. Tambu erfährt eine permanente Bewusstseinserweiterung durch die neuen Erfahrungen, die sie macht und die sie reflektierend einordnet. Der deutsche Titel des Buches, »Aufbrechen«, wie auch der englische, »Nervous Conditions«, bringen Grenzen ins Spiel.

Der religiös wohl aufgeladene Begriff, der sich im Buch zur Bezeichnung des Grenzgangs findet, ist der der Wiedergeburt. Die Art und Weise, wie Tambu ihn verwendet, erscheint im Vergleich zu Verwendungsweisen im Kontext religiöser Konversion jedoch äußerst bodenständig, ja säkular. Tambu reflektiert:

So begann meine Wiedergeburt. Ich betrachtete meinen Einzug in die Mission gern als Wiedergeburt. Mit der egoistischen Zuversicht von vierzehn kurzen Jahren, in denen mein Leben ausgesprochen nach Plan verlaufen war, erwartete ich von dieser Zeit Bedeutendes – ich hoffte Weisheit, Klarsicht und persönlichen Glanz zu erlangen. Kurz, ich erwartete, dass sämtliche Fantasien meiner vierzehn Jahre in Erfüllung gingen, und wurde insgesamt nicht enttäuscht. Befreit von allen Beschränkungen durch Not und Armut, die unsere Handlungen zu Hause bestimmten, investierte ich eine Menge Energie, um mich meiner Vorstellung einer jungen Frau von Welt zu nähern. Ich war jetzt sauber, nicht nur zu besonderen Anlässen, sondern an jedem Wochentag. Ich stieß außerhalb von mir auf viele Dinge, zu denen ich noch keine feste Ansicht hatte; Dinge, von denen ich vage immer gewusst hatte, dass sie in anderen Welten existierten; Dinge, die meine Mutter dazu brachten, sich zu fragen, ob ich noch ich selber wäre oder ob ein anderer Geist in mir hause. (120 f.)

Tambus Näherbestimmung ihrer Wiedergeburt – in der auch die nationale Wiedergeburt nach der Unabhängigkeit mitschwingt – überschreitet die Grenzen, in denen Wiedergeburt im religiösen Sinn in der Regel und insbesondere im Kontext von Mission verstanden wird: als religiöser Akt, der sich deutlich von einem säkularen Umfeld abgrenzt. Im Kontext des Diskursfeldes »afrikanische Religion« sind Tambus Überlegungen noch auffälliger und widerständiger, hatte es sich hier doch, wie David Chidester konstatiert, eingebürgert, Afrikaner:innen als religiös und, damit einhergehend, als unterentwickelt zu verstehen, Europäer:innen

hingegen als säkular und fortschrittlich.<sup>19</sup> Säkularität und Religiosität als europäische Konstrukte dienen daher der Legitimierung des zivilisierenden Projektes Europas und markieren eine Grenze zwischen Europa und Afrika. Tambus Überschreiten dieser naturalisierten Zuschreibung<sup>20</sup> kann als Kritik an westlichen diskursiven Praktiken und ihren hegemonialen Ansprüchen auf Deutungsmacht ebenso gelesen werden wie als Kritik an afrikanischen religiösen Selbstzuschreibungen und als Anpassung an säkulare westliche Ideale. Und gerade in dieser Ambivalenz entzieht sie sich der Festlegung durch andere.

## **Missionare sind keine handelnden Subjekte: Provinzialisierung europäischer Handlungsmacht**

Die Art und Weise, wie die Akteure der Mission, die Missionare, beschrieben werden, erinnert an ethnographische Berichte, die das Äußere und die Verhaltensweise der von ihnen untersuchten Bevölkerungsgruppen beschreiben. Fast parodistisch, in jedem Fall jedoch humorvoll, schildert Tambu die Missionare und ihre Beziehung zu ihnen:

[...] damals mochte ich die Missionare, besonders die jüngeren. Sie hatten glatte, gesunde, sonnengebräunte Haut. Sie nahmen mir den größten Teil, wenn nicht den ganzen Abscheu vor den Weißen, der von der papierhätigen Doris und ihrem blässlichen, braungesprenkelten Ehemann herrührte. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, dass ich die Weißen nicht so liebte, wie es sich geziemte. Also tat es gut, die gesunden jungen Missionare zu sehen und zu entdecken, dass manche Weiße so schön waren wie wir. Danach dauerte es nicht mehr lange, bis mir klar wurde, dass sie in Wirklichkeit schöner waren, und nun konnte ich sie lieben. (136)

Wenig später macht die »Ethnographin« Tambu die Entdeckung, dass manche Missionare in der Erziehung ihrer Kinder deutlich rückschrittlicher sind als ihr Onkel:

Mir fiel schon bald auf, dass manche Missionare sehr seltsam waren [...] Diese Missionare, die seltsamen, sprachen lieber Shona als Englisch. Und wenn man sein Englisch üben wollte und sie Englisch ansprach, antworteten sie immer auf Shona. Es war enttäuschend und verwirrend für Leute wie mich, die zweisprachig waren, denn wir hatten den Reflex entwickelt, mit Weißen Englisch zu sprechen, während wir unsere eigene Sprache für unseresgleichen reservierten. Die meisten Kinder dieser Missionare, die Kinder der seltsamen, sprachen überhaupt kein Englisch, bis sie es in der Schule lernten wie wir, denn ihre Eltern schickten sie auf die Missionsschule zu allen anderen. Ich fragte mich oft, wie sie zurechtkommen würden, wenn sie nach Hause zurückgingen und sich nicht mehr wie Afrikaner benehmen durften. (136)

---

<sup>19</sup> DAVID CHIDESTER, *Savage Systems: Colonialism and Comparative Religion in Southern Africa*, Charlottesville 1996.

<sup>20</sup> Siehe dazu auch: BIRGIT MEYER, *What Is Religion in Africa? Relational Dynamics in an Entangled World*, in: *Journal of Religion in Africa* 50 (2020), 156–181.

Mit ethnographischem Blick und mit Distanz beobachtet und beurteilt Tambu die Missionare und ihre Kinder. Die Passagen machen deutlich, dass die Missionare kaum als Akteure in den Blick kommen. Die Handlungs- und Deutungsmacht liegt vielmehr bei Tambu.

Das lässt sich auch in einer letzten hier wiedergegebenen Passage beobachten, in der die Missionare als »außergewöhnliche Weiße« beschrieben werden, die von Tambu und den Menschen in ihrem Umfeld zwar »verehrt« werden, zu denen sie aber keinerlei emotionale Beziehung und daher auch keine Abhängigkeit herstellt:

Die Weißen auf der Mission waren außergewöhnliche Weiße, wie meine Großmutter mir erklärt hatte, denn sie waren Heilige. Sie waren nicht gekommen, um zu nehmen, sondern um zu geben. Sie waren für Gott hierher ins dunkelste Afrika gekommen. Sie hatten den Komfort und die Sicherheit zu Hause aufgegeben, um zu uns zu kommen und Licht in unsere Dunkelheit zu bringen. Es war ein großes Opfer, das sie brachten. Es war ein Opfer, das ihnen unsere Dankbarkeit sicherte, das sie nicht nur uns überlegen machte, sondern auch den anderen Weißen, die nur aus Abenteuerlust hier waren und sich an unseren Smaragden bereichern wollten. Die Selbstaufopferung und brüderliche Liebe der Missionare blieb nicht unbelohnt. Wir behandelten sie wie kleine Götter. Mit der selbstbewussten Würde, die den Weißen damals so leichtfiel, akzeptierten sie diese Statusaufbesserung. (135)

Die hier angesprochene Überlegenheit der Missionare wirkt eher parodistisch als reell. Denn als autoritative Erzählerin ist es Tambu, die in ihrer Deutungsmacht Überlegenheit ausübt. Auffallend ist die bleibende Distanz zu den Missionaren sowie die Tatsache, dass nur von männlichen Missionaren die Rede ist. Als Akteure im Sinne von handelnden, fühlenden, denkenden, in Beziehung tretenden Subjekten treten die Missionare in jedem Fall nicht in Erscheinung.

Warum, so möchte ich am Schluss fragen, hat der Roman bisher noch kaum die Aufmerksamkeit von Religionswissenschaftler:innen oder interkulturellen Theolog:innen auf sich gezogen, wenn er doch Mission in vielfacher Weise thematisiert? Es ist auffallend, dass Dangarembgas Roman zwar vielfachen Analysen unterzogen wurde, eine Rezeption von religionswissenschaftlicher oder interkulturell-theologischer Seite jedoch bislang fehlt. »Nervous Condition« wurde als feministische Version von Chinua Achebes »Things Fall Apart« betrachtet und gefeiert. Das Buch gilt als Bildungsroman, der den intersektionalen Unterdrückungsmechanismen »Schwarz« gelesener Frauen im postkolonialen Kontext Simbawes Ausdruck verleiht.<sup>21</sup> Inspiriert durch Frantz Fanons Einschätzung der antikolonialen Eliten – »The condition of the native is a nervous condition«<sup>22</sup> – macht Dangaremb-

<sup>21</sup> TERRY ADAMS, Reconsidering the Bildungsroman: Tsitsi Dangarembga's Nervous Conditions, in: Lexia: Undergraduate Journal in Writing, Rhetoric & Technical Communication, Volume V, 2016–2017, <https://commons.lib.jmu.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1070&context=lexia> (abgerufen am 1. 11. 2023).

<sup>22</sup> FRANTZ FANON, *The Wretched of the Earth*, Harmondsworth 1990, 249.

gas »Nervous Condition« Dynamiken und Ursachen dieser Nervosität aus und beleuchtet das Innenleben der weiblichen Akteurinnen in diesem Prozess des politischen und gesellschaftlichen Übergangs vom Kolonialismus zur nationalen Unabhängigkeit:<sup>23</sup> die leibliche Innenseite, die, wie auch in Fanons Schriften, von Aufruhr und Ambivalenzen erfasst ist.<sup>24</sup> Sämtliche Figuren in »Nervous Condition« sind »nervös«, im Übergang, und stehen an einer Grenze.

Warum also existieren bislang keine einschlägigen religionswissenschaftlichen oder interkulturell-theologischen Analysen des Romans? Die Antwort auf diese Frage gibt möglicherweise mehr Aufschluss über die Frage nach dem Verständnis von Mission und der Rolle der Akteur:innen von Mission im Roman als meine bisher angestellten Interpretationsbemühungen. Denn die Gründe für diese Lücke weisen auf Begrenzungen der Wahrnehmung und Definition von Religion und Mission auf Seiten von Religionswissenschaft und Interkultureller Theologie hin, die Mission möglicherweise anders konzeptionalisiert, als es ein Roman wie »Nervous Condition« tut.

Ein Grund für das Fehlen religionswissenschaftlicher und interkulturell-theologischer Analysen von Dangarembgas Roman mag sein, dass Mission »lediglich« als Platzhalter für Fragen einer entfremdenden kolonialen Bildung betrachtet wird und nicht als Mission »im eigentlichen Sinn«. Ein anderer Grund mag darin liegen, dass hier die »klassische« Auseinandersetzung mit Religion in Afrika kaum angesprochen wird. Ahnen oder Geister werden bis auf wenige Ausnahmen – die Depression von Tambus Mutter wird mit dem Einfluss von Geistern in Verbindung gebracht – im Roman nicht thematisiert. Klassische Themen der Religionswissenschaft und Ethnologie wie die Frage nach der Vorstellung von »Gott in Afrika« spielen keine Rolle oder finden sich in personellen und sozialen Zuschreibungen. So beschreibt Tambu ihren Onkel Babamukuru als einen Menschen, der Gott am nächsten steht. Auch Fragen der Inkulturation des Christentums oder der Auseinandersetzung mit vorchristlichen Traditionen spielen keine Rolle. Ein weiterer Grund für die Nichtthematisierung von Mission und Religion in Analysen des Romans mag auch darin liegen, dass Religion nicht als eigener abgegrenzter Bereich, als »Kategorie sui generis« konzipiert wird. Dangarembgas Roman zeigt, wie gesagt, weder eine Resonanz auf das lange Zeit vorherrschende Stereotyp, das Afrikaner:innen »immer religiös« seien, noch wird Religion – dem europäischen Religionsnarrativ folgend – als abgegrenzter Bereich verstanden. Schließlich entwickelt der Roman auch kein Angebot für eine spezifisch afrikanische Epistemologie, eine »afrikanische« Ontologie oder Metaphysik. Der Realismus des Romans hinterfragt vielmehr den Irrationalismus westlicher wie afrikanischer religiöser Begründungsmuster einschließlich der Idealisierung westlicher Bildungssysteme und humanistischer Idealvorstellungen.

<sup>23</sup> BAHRI, Disembodying (wie Anm. 9).

<sup>24</sup> CARL PLASA, »The Geography of Hunger«: Intertextual Bodies in Nervous Conditions, in: Ders., Textual Politics from Slavery to Postcolonialism, London 2000, 121–145, [https://doi.org/10.1057/9780230286719\\_7](https://doi.org/10.1057/9780230286719_7) (abgerufen am 17.11.2023).

Worunter Tambu am Ende leidet, ist nicht oder zumindest nicht ausschließlich die Entfremdung durch das missionarische Bildungssystem: Ihre unermüdliche Reflexion ihrer mimetischen Anpassung an europäische, patriarchale und eigene, verinnerlichte Erwartungen und die subversive Mimikry, die sie diesen gegenüber entwickelt – nach dem Motto »not white/not quite« –, schafft vielmehr eine Distanz, aus der heraus sie selbst Deutungshoheit gewinnt.

Worunter Tambu hingegen bis zum Ende der Trilogie leidet, ist, dass sie ausgeschlossen wird von den gesellschaftlichen Partizipations- und Mitbestimmungsmöglichkeiten. An dieser Stelle weist der Roman kritisch auf eine Perspektive von Mission hin, die in religionswissenschaftlichen und interkulturell-theologischen Studien möglicherweise weniger im Blick ist, nämlich auf den Zusammenhang von Mission und Gerechtigkeit. Als Frage formuliert: Wo hindert und wo fördert Mission gerechte Partizipation an gesellschaftliche Prozessen und Entscheidungen?